

Blauer Himmel, gelbe Stadt

Stille Verfolgung: „Auf der Suche“ – ein melancholischer Streifzug durch Marseille

von Christian Schröder

Oft – zu oft – lässt das Kino keine Fragen offen. Morde müssen geklärt, Verbrecher überführt, Verwechslungen aufgelöst und Liebende zusammengeführt werden, damit der Zuschauer am Ende erleichtert durchatmen kann. Dabei ist es im Leben doch genau umgekehrt: Mit seiner Laufzeit wachsen die Geheimnisse.

Eine Mutter kommt aus Deutschland nach Marseille, um ihren Sohn zu finden, von dem sie seit ein paar Wochen kein Lebenszeichen mehr erhalten hat. Der Sohn ist schwul, einer seiner Exfreunde, eingeflogen aus Berlin, soll ihr helfen. Das ist beinahe schon die ganze Geschichte von „Auf der Suche“, dem dritten Spielfilm des Regisseurs Jan Krüger.

Corinna Harfouch spielt, sehr zurückgenommen, die Mutter, Nico Rogner, ein junger deutscher Schauspieler, der bislang vor allem in italienischen und französischen Filmen aufgetreten ist, den Exfreund Jens.

Eigentlich können sie wenig miteinander anfangen, aber es ist spannend, dabei zuzusehen, wie sie sich dennoch, vom „Du“ zum „Sie“ und wieder zurückwechselnd, immer wieder neu zusammenraufen. Der Junge gibt sich cool und latent aggressiv, die kontrollversessene Mutter wirkt zunehmend hilflos. „Ich will nicht mehr raten“, klagt sie – man stelle sich dazu die trockene Harfouch-Diktion vor –, als die Suche wieder einmal ins Stocken gerät.



„In meinem Kopf ist kein Platz mehr für Raten.“

Marseille, eine Stadt zwischen Meer und Felsen und überwölbt von einem ewig blauen Herbsthimmel, sieht in „Auf der Suche“ verlockend aus und sehr fremd. Nachts, wenn Jens cruisen geht, dämmern die Straßen im schwefelgelben Laternenlicht. Ein paar Nebenfiguren tauchen auf. Eine Kollegin aus dem Krankenhaus (Valerie Leroy), mit der der Sohn eine Affäre hatte, ein Autoverkäufer (Mehdi Dehbi), den er näher kennenlernen wollte, eine stark rauchende Kriminalkommissarin (Mireille Perrier), die aber bald abwinkt: „Mehr können wir leider nicht tun für Sie.“

Eine Spur führt über den Fährhafen nach Marokko, eine andere auf ein Weingut in der Provence. Lauter lose Fäden, die sich nicht zusammenfügen. Sogar eine kurze Autoverfolgungsjagd gibt es, die mit quietschenden Reifen auf einem Parkplatz an der Schnellstraße endet. Der Sohn bleibt lange verschwunden, und die Mutter beginnt zu spüren, dass er ihr schon vor langer Zeit abhandengekommen ist.

Der Tagesspiegel, 10.11.2011

Film

Die Erkundung von Sehnsucht

Der Werk eines Ausnahmetalents: Jan Krügers Spielfilm „Auf der Suche“

VON KNUT ELSTERMANN

Der Mann hat sein Thema früh gefunden. Schon in seinem Abschlussfilm „Freunde“ erzählte der Regisseur Jan Krüger herrlich gespannt von zwei Jungen um die sechzehn Jahre, die eine tiefe Zuneigung, eine erotische Anziehung verspüren. Und auch wenn die Geschichte in Verrat und Enttäuschung endet, bleibt doch das innige Bild der beiden, die sich zusammen in der Badewanne unendlich nahe fühlen. In Venedig erhielt Krüger 2001 dafür den Silbernen Löwen für den besten Kurzfilm.

„Mir geht es immer um die Erkundung von Sehnsucht“, sagt Krüger mit großer Bestimmtheit und einer Ernsthaftigkeit, die durch sein sympathisches, häufiges und ganz jugenhaftes Lachen nicht abgeschwächt wird. „Ich will die Beziehungen der Menschen verstehen, ihr Begehren und Sehnen, das ja auch immer etwas mit den Machtverhältnissen zwischen ihnen zu tun hat. Ich verhandle das eben meist am Beispiel von Männern, ohne an ein ausschließlich schwules Publikum zu denken.“

Das Coming-Out des 1973 in Aachen geborenen Krüger fiel, nach der Schulzeit, mit dem Erwachen seiner künstlerischen Ambitionen zusammen. Sein Diplom erhielt er 1996 an der Kunsthochschule für Medien in Köln im Fachbereich Film/Fernsehen. Seitdem entstanden drei schöne, kompromisslose und eindringliche Spielfilme, die das Element der Bewegung, des Unstetens schon im Titel führen: „Unterwegs“ (2004), „Rückenwind“ (2009) und zuletzt der Film „Auf der Suche“, der heute im Kino anläuft.

Corinna Harfouch spielt darin Valerie, eine Mutter, deren Sohn in Frankreich spurlos verschwunden ist. Sie macht sich mit dessen schwulem Ex-Freund Jens (glänzend: Nico Rogner) auf die Suche. Im flirrenden Marseille, wo der Sohn als Arzt gearbeitet hat, beginnt die Reise der beiden, auf der sie sich anfangs einen Kampf um die Deutungshoheit liefern: Wer kannte den Vermissten besser, wer hat das größere Recht auf Sorge und Trauer? Wer war der Gesuchte überhaupt? „Fertige Antworten gibt es nicht, aber vielleicht sind diese Fragen schon eine Reise wert“, sagt Jan Krüger über seinen Film, in dem sich Valerie und Jens nach und nach näher kommen, während sie unbewusst ein zwiespältiges Mutter-Sohn-Verhältnis kopieren.

Krüger sieht sich nicht in erster Linie als klassischen Geschichten-erzähler. Er will einen Raum schaffen, in dem sich die Figuren mit einer gewissen Freiheit bewegen können. Ihn interessieren Zustände

mehr als Abläufe. Dazu will er auch seine Darsteller, die sich ganz in diesen Raum fallen lassen sollen, in die Verantwortung nehmen. Beim Drehen rieb sich diese, wie er selbst meint „etwas romantische Berufsvorstellung“ mit der Abgeklärtheit der Schauspielerin Corinna Harfouch, die lieber effektiv drehen als sich ausufernde Erklärungen anhören wollte. „Sie ist eine Frau, die sehr genau weiß, was sie will, während ich der Suchende bin“, sagt der junge Regisseur.

Kraft habe diese Arbeit gekostet, sagt Jan Krüger, der hier zum ersten Mal mit einem Star gedreht hat.

Es ist eine der stärksten Rollen, die Corinna Harfouch seit langem gespielt hat. Mit der Sicherheit ihres

großen Talents und ihres perfekten Handwerks gelangt sie, der im Film viele eindrucksvolle Großaufnahmen gegönnt werden, zur vollkommenen Darstellung der Unsicherheit, die sich hinter einer stolzen Haltung verbirgt. Als überraschend ein Mädchen auftaucht, das behauptet, die Freundin ihres Sohnes gewesen zu sein, gerät die letzte Gewissheit ins Wanken, die klare Vorstellung von der eindeutigen homosexuellen Orientierung des jungen Mannes, die seiner

Mutter ein uneingestandenes Unbehagen bereitete. Der Film macht auf wunderbar sanfte Weise sichtbar, was wir uns nur ungern eingestehen: Nichts von dem, was wir über den Anderen zu wissen mei-

nen, ist gesichert. Die Unschärfe nimmt in der Nähe noch zu; wir sollten nie glauben, gerade den geliebten Menschen bis in den letzten Winkel zu kennen.

Jan Krügers Film ist ein kleines, deutsches Filmjuwel: ein Stück für Liebhaber, das immerhin schon auf über 30 Festivals lief – überhaupt kennt man Krüger im Ausland besser als zu Hause. Der Regisseur gesteht lachend, er habe zuletzt versucht, einen „Tatort“ zu schreiben, scheiterte aber schon im ersten Anlauf an den ehernen Konventionen eines Fernsehkrimis. Auch hoch geförderte deutsche Kino-Blockbuster sind von ihm eher nicht zu erwarten, aber hoffentlich weitere so eigenwillige, aufrichtige und aufstörende Filme wie „Auf der Suche“.

Auf der Suche Dtl. 2011. Buch & Regie: Jan Krüger, Kamera: Bernadette Paasen, Darsteller: Corinna Harfouch, Nico Rogner u. a.; 88 Minuten, Farbe. FSK 0. A.



Auf der Suche in einem fremden Land: Valerie (Corinna Harfouch, M.) will ihren vermissten Sohn finden.



Der Regisseur
Jan Krüger

JAN KRÜGER

SALZGEBER

Her mit dem Leben!

Kino als Spurensuche: Vom Altmeister bis zum Debütanten filmen die deutschen Regisseure der 61. Berlinale gegen Tod und Vergänglichkeit an VON KATJA NICODEMUS

Nein, dieser Text handelt nicht vom schönen Glamour, nicht von den Stars, die über zehn Berlinale-Tage hinweg ihre Marzipanfüßchen auf den roten Teppich setzen werden. Nicht von der Jurypräsidentin Isabella Rossellini (siehe *ZEITmagazin*), nicht vom Eröffnungsfilm der Coen-Brüder (*ZEIT* Nr. 6/11). Auch nicht von Seiner Königlichen Hoheit Colin Firth, der das Festival anlässlich der Vorführung von *The King's Speech* besuchen wird und für diesen Film am 27. Februar hoffentlich den Darsteller-Oscar gewinnen wird.

Hier geht es um die schlichte Frage, was bleibt. Genauer: um die deutschen Filme, die sich bei dieser 61. Berlinale auf faszinierende und geradezu obsessive Weise mit Verstorbenen, Sterbenden und mit dem Verschwinden befassen. Vom Regiedebütanten bis zum altgedienten Autorenfilmer begeben sich die Regisseure quer durch die Sektionen des Festivals auf Spurensuche. Sie rekonstruieren Schicksale, tragen Bilder, Zeichen und Erinnerungen zusammen, suchen das Bleibende in der Vergänglichkeit. »Kino heißt, dem Tod bei der Arbeit zuzusehen«, lautet ein berühmter Satz von Jean Cocteau. Auf der Berlinale wird er fast schon triumphal in sein Gegenteil verkehrt: Kino heißt, Verstorbene lebendig zu machen.

Etwa den deutschen Schriftsteller und politischen Aktivist Benward Vesper, der sich 1971 mit nur 32 Jahren mit einer Überdosis Schlaftabletten das Leben nahm. Der preisgekrönte Dokumentarfilmer Andres Veiel hat nun seinen ersten Spielfilm über Vesper gedreht, der mit dem RAF-Mitglied Gudrun Ensslin zusammenlebte und mit ihr einen Sohn bekam, bevor sie in den Untergrund ging. Schon in seinem Dokumentarfilm *Die Überlebenden* grub Veiel die Lebensläufe dreier Klassenkameraden um, die Selbstmord begingen. In *Black Box BRD* stellte er so kühn wie erkenntnisreich die Biografien des RAF-Terroristen Wolfgang Grams und des Bankiers Alfred Herrhausen gegenüber. *Wer wenn nicht wir* setzt diesen Ansatz der postumen Genealogie fort. Andres Veiel erzählt zunächst einmal von Familienbeziehungen. Von Eltern, die während der Nazizeit widerständig dachten, aber nicht widerständig handeln, und deren Erbe nun von

den Kindern auf verquere Weise fortgesetzt wird. August Diehl und Lena Lauzemis spielen Vesper und Ensslin denn auch als erwachsene Kinder, die zerrissen sind zwischen dem unterschiedlichen Auftrag der vorherigen Generation und der Revolte dagegen. Obwohl sich Vesper und Ensslin umbrachten, versucht Veiel ihre Geschichte dem fatalistischen Sog des Ausgangs zu entziehen. Die Kunst dieses besessenen Spurensuchers unter den deutschen Regisseuren bestand schon immer darin, den biografischen Raum erst bis in die tiefste Tiefe auszuloten und ihn dann zu einem Panorama zu weiten, in dem Lebensgefühle, Familiengeschichten und die große Geschichte gleichermaßen Platz haben.

Bernward Vespers Leben lässt sich durch Bücher, Zeitzeugen, durch seinen autobiografischen Generationenroman *Die Reise* rekonstruieren. Wie aber soll ein Regisseur vorgehen, wenn der Gegenstand seiner filmischen Spurensuche der Inbegriff des Flüchtlings ist? So wie im neuen Film von Wim Wenders.

Pina heißt sein in 3-D gedrehtes Werk über die vor zwei Jahren verorbene Choreografin Pina Bausch. Anhand von Ausschnitten aus Aufführungen und Erzählungen ihrer Mitarbeiter und Tänzer betreibt Wenders eine Annäherung an eine Künstlerin, die von zeitweilig eine mythische Gestalt, eine Hohepriesterin und der Welt Entbenede zu sein schien. Kann man sich Pina Bausch an einer Tankstelle, beim Ausfüllen einer Steuererklärung oder vor einer Kasetheke vorstellen?

Wenders versuchsweise nicht erst, den Menschen im Antiquarischen zu fliehen oder eine Kürerbiografie nachzuzeichnen, sondern was viel Schwierigeres: eine Gedächtnisfilm, der im Wettbewerb außer Konkurrenz läuft, blickt auf Bauschs Irk durch die Augen ihrer Weggefährtin. Und er lässt sie den mal mäandrierend und mal direkten, mal heiterem und mal schmerzlichen Weg von dem Gefühl zu seinem choreografischen Ausdruck schildern. Dabei nnt sich Wenders die Freiheit, eine Tanzsequenzen nach draußen, iie Natur, in den öffentlichen Raum, auch mal in die Schwebbahn Wuppertal zu holen: Ein Tänzer t

ein Solo am Rande einer der riesigen Abbaugruben des Ruhrgebiets. Ein Paar küsst sich beim innigen Pas de deux auf einer Straßenkreuzung. Eine Tänzerin tippelt auf Spitzten vor einer Industriearbeit. »Tanz, tanz, sonst sind wir verloren«, lautet ein Satz von Bausch. Für diese Choreografin war Tanz ein Aufbäumen gegen das Nichts. Deshalb kann sie auf fast gespenstische Weise in den Bewegungen ihrer Tänzer weiterleben.

»Daher erkennen wir wohl, was wir durch den Tod verlieren, aber nicht, was wir durch ihn gewinnen«, heißt es bei Schopenhauer im *Philosophischen Wörterbuch*. Drei deutsche Filme dieser Berlinale scheinen ihn auf ihre Weise zu interpretieren. Jedenfalls wagen sie das fast Unmögliche: auf ganz und gar unsentimentale Weise vom immateriellen Weiterleben zu erzählen, von der Verlebendigung, die das Verschwinden eines Menschen für seine Nachwelt eben auch zur Folge haben kann. In *Swans* von Hugo Vieira da Silva liegt eine Sterbende in einem Berliner Krankenhaus im Koma. Als ihr Exfreund (Ralph Herforth) und der gemeinsame halbwüchsige Sohn aus Portugal kommen, um sich zu verabschieden, herrscht zunächst stumme Fremdheit. Man muss sich anschauen, wie dieser Film das Schweigen ins Bild setzt. Wie er die zunächst winzigen Kontaktaufnahmen einfängt und wie rund um die fast bewegungslose im Krankenhaus eben doch Bewegung entsteht. Sei es nur ein Blick, ein kleines Zeichen. Oder ein linkisches, rührendes Gespräch zwischen Vater und Sohn beim Auspacken eines Computers.

In *Ian Krügers Auf der Suche* (Forum) besteht dieses Zeichen aus dem Meeressalz, das sich am Ende des Films im Haar von Corinna Harfouch findet. Harfouch spielt eine Mutter, die nach Marseille fährt, wo ihr dort als Arzt arbeitender Sohn seit einer Weile spurlos verschwunden ist. Gemeinsam mit dem Exfreund des Sohnes durchforscht sie die Wohnung, befragt Kollegen, greift verzweifelt nach jedem Strohalm. Je länger die Suche dauert, desto fremder wird den beiden jedoch der Mensch, den sie suchen. Nach und nach löst sich das Bild des Verschwundenen auf, durch Fragen, die keine Antwort finden: Was verraten die Schachteln mit Beruhigungsmitteln über den Druck, unter dem der junge Arzt stand? Wieso verschwieg der eigentlich schwul lebende Sohn ein Verhältnis mit einer jungen Kollegin? Wa-

rum erzählte er auch nichts von einer geplanten Reise nach Marokko? Und für wen war das zweite Ticket? Das stärkste Bild: die plötzlich ausgelassen kichernde Mutter und zwei junge Leute bei einem spontanen Bad im Mittelmeer. Es ist ein Moment der Unbeschwertheit in der Schwere. Überhaupt ist Corinna Harfouch in ihrer Mischung aus Pragmatismus, leiser Unsicherheit und erwachender Lebenslust eine Art schauspielerische Wiederentdeckung des Festivals. Und sie ist die Schwester im Geiste einer weiteren großartigen »Leinwandangehörigen«: Sandra Hüller.

Über uns das *All* (Panorama) heißt ein Film des jungen Regiedebütanten Jan Schomburg, in dem Hüller eine junge Frau spielt, deren Mann sich völlig unerwartet auf einem Parkplatz in Marseille umbringt. Schockartig muss sie erfahren, dass das Leben des Menschen, den sie bis ins Innerste zu kennen glaubte, eine Farce war. Das angebliche Studium: längst abgebrochen. Die Dissertation: abgeschrieben. Der Uni-Abschluss: eine Lüge, genauso wie die erste Stelle in einem südfranzösischen Krankenhaus. Hüllers Gesicht führt uns durch alle Wetterwechsel von Ungläubigkeit über Wut bis zur Erstarrung. Und ihr gelingt die Quadratur des Kreises: einen Menschen zu spielen, der beginnt, sich selbst sein vermeintlich neues heiles Leben vorzuspielen.

Am Ende wird es auch diese Heldin nach Marseille verschlagen. Aber der unverschämte blaue Himmel über dem Mittelmeer ist kein Gegenraum zum deutschen Wolkenblei. Er ist einfach ein blaues Bild der Hoffnung, die aus all diesen Spurensuchen spricht.

Was zeigen uns die Regisseure? Dass die Schönheit und Konsequenz eines Films das schwermütigste Thema transzendieren kann. Dass man sich wie Woody Allen (»Ich lehne den Tod strikt ab«) in einem Film, in dem ein Mensch im wahrsten Sinne des Wortes mit dem Tod kämpft, bestens unterhalten fühlen kann (siehe Interview links). Und dass fünf so beeindruckende wie lichte deutsche Totentänze kein schlechtes Versprechen sind für eine Entdeckungsreise, die in den kommenden zehn Tagen durch vierhundert Berlinale-Filme führen wird.

www.zeit.de/audio

Krise bei der Berlinale

„Margin Call“ und „Auf der Suche“ von Jan Krüger

VON GÜNTER H. JEKUBZIK

Berlin. Der Wettbewerb macht Kassensturz. Das passiert sonst erst am Ende, diesmal direkt zu Beginn der Berlinale, im Börsenkrisen-Film „Margin Call“ von JC Chandor. Wie kam es 2008 zur Finanzkrise? Es ist nicht das geballte Schauspieltalent von Kevin Spacey, Jeremy Irons, Demi Moore, Paul Bettany und Zach Quinto nötig, um die Gründe klarzumachen. Aber sie schaffen es immerhin, einen Film zu diesem trockenen und hochkomplexen Thema spannend zu machen.

„Margin Call“ ist der 110-minütige Debütfilm von Chandor. Der Titel bedeutet in der Finanzwelt die Aufforderung der Bank an einen Investor, seine bestehenden Sicherheiten zu erhöhen.

Es ist der Vorabend der Krise. Bei einer Bank werden haufenweise Leute entlassen. Einer hinterlässt einem jungen „Überlebenden“ einen Datenstick mit Analysen. Seit Wochen schon schießt die Bank mit ihren Verlustschwankungen weit über alle Maße hinaus. Allein das Minus der

Risikomanagement-Abteilung ist größer als der Börsen-Wert der gesamten Bank. „Was tun?“, fragte einst Lenin und jetzt Jeremy Irons als Banken-Boss, der einige hundert Millionen im Jahr verdient. Aber die Party ist jetzt vorbei und er steht ratlos vor den Trümmern seiner Karriere. Innerhalb einer Nacht wird entschieden, ob die Blase platzt. Alle folgen ihren persönlichen Interessen, keiner kommt mit einer reinen Weste aus dem Bank-Gebäude. Selbst Kevin Spacey, der als Senior Sam scheinbar Moral verkörpert, lässt sich für seinen Verrat gut bezahlen.

Debüt eines Aacheners

Keine Antwort, sondern ganz bewusst eine Frage, eine Suche präsentierte der aus Aachen stammende Jan Krüger mit seiner ersten großen Produktion „Auf der Suche“ in der cineastisch hochgeschätzten Nebensektion „Forum“. Die bekannte und exzellente Corinna Harfouch spielt darin eine Mutter, die in Marseille ihren anscheinend verschwundenen Sohn Simon sucht. Zu Hilfe holt sie sich dessen Ex-Lover (Nico Rogner), den sie allerdings vor Jahren nicht besonders freundlich behandelt hat. So verläuft die Suche nicht nur wegen der Sprachschwierigkeiten der Mutter holperig. Hier müssen sich Menschen finden. Jan Krüger gelang ein in seiner Form konsequenter Film, mit wenigen kriminalistischen, einigen dokumentarischen und vielen zwischenmenschlichen Elementen. „Auf der Suche“ soll im Spätsommer oder Herbst in unsere Kinos kommen.



Kevin Spacey.

Foto:dpa



Bildergalerie im Netz:
www.az-web.de und
www.an-online.de

DRUCKEN

SCHLIESSEN

Auf der Suche

Jan Krüger widmet sich erneut einem Verwirrspiel um Identität und Verortung in der Fremde.

von Frédéric Jaeger

Das Mittelmeer im Panorama-Blick, blauer Himmel, so weit das Auge reicht, lichtdurchflutete Bilder. Mittendrin Corinna Harfouch, die in gestelztem Hochdeutsch die Figur der Valerie in größtmöglicher Distanz zu ihrem Umfeld anlegt. Ganz zu Beginn des Films sitzt diese im Auto, und vor lauter in sich gekehrter Konzentration überfährt sie beinahe eine Frau, von der wir lediglich ein dumpfes Fluchen hören. Gezeigt wird nur Valerie, die die Menschen um sich herum kaum wahrzunehmen scheint. Jene fokussierte Abwesenheit durchzieht Harfouchs Darbietung einer Mutter, die verzweifelt die für sie unbekannte Stadt Marseille nach ihrem von ihr entfremdeten Sohn Simon durchsucht. Dieser Sohn ist Ziel, Vexierbild und Leerstelle der Odyssee, die Valerie mit der Unterstützung von Simons Ex-Freund Jens (Nico Rogner) unternimmt.

Regisseur Jan Krüger setzt mit *Auf der Suche* sein Werk konsequent fort. Auch in seinem dritten abendfüllenden Spielfilm begibt er sich auf eine Reise. In *Unterwegs* (2004) und *Rückenwind* (2009) interessierte ihn in den Urlaubsszenarien zunächst die Metaphorik des Reisens, die Möglichkeiten der äußeren, teilweise sehr symbolträchtigen Bilder für die Darstellung innerer Entwicklungen. Das Moment des Scheiterns der Bewegung, der ungewollte Halt oder die Umkehr, spielte dabei zugleich eine entscheidende Rolle. Die besondere Dynamik von *Auf der Suche*, der in seiner Bildsprache reifer und subtiler als die Vorgänger ist, entwickelt sich aus der spiralförmigen Anordnung, in die die beiden Protagonisten nach und nach geraten.

Am Anfang, nachdem Valerie Jens vom Flughafen abgeholt hat, herrscht große Unsicherheit und Verwirrung, die der Film von der Handlungsebene auf den Zuschauer überträgt – ist diese Frau, diese Mutter, die offenbar kaum etwas über ihren Sohn weiß, ernst zu nehmen in ihrer Sorge um dessen Verschwinden? Das Schauspiel von Rogner und Harfouch steht zunächst ganz im Zentrum: Er gibt den selbstbewussten, geerdeten Mittzwanziger, sie die determinierte, geschäftige Frau jenseits der 50, die keine Emotionen zulässt. Keinem der beiden Gesichter sind eindeutige Affekte zu entnehmen, die Handlungen der beiden Protagonisten stehen für sich, als wären sie losgelöst von den Motiven, die wiederum ab und an auf der Dialogebene verhandelt werden.

Die Spannung, die zwischen den Ansätzen von Figurenpsychologie und dem undurchdringlichen Schauspiel entsteht, sorgt für diese produktive Verunsicherung, auf deren Folie das Verhältnis der beiden erst interessant wird. Wäre sie ein paar Jahre jünger oder er etwas älter, könnte die Paarkonstellation und die Zwangsgemeinschaft in einer heterosexuellen Logik die Basis einer romantischen Komödie darstel-

len. Stattdessen fechten sie klassische Mutter-Sohn-Konflikte aus, mit dem signifikanten Unterschied, dass beide am Urteil des anderen kaum hängen und dadurch ihre eigene Position sehr viel freier und ohne den üblichen Ballast der bedeutungsschwangeren Blicke und schwelenden Erwartungen vertreten.

Nachdem er die offenen Fragen nach Identität und Leben des verschollenen Sohnes sowie der Beziehungen von Mutter und Exfreund zunächst langsam umkreist hat, nimmt *Auf der Suche* im zweiten, dramaturgisch stringenteren Teil Fahrt auf. Die Situationen sind prägnanter, die Szenen pointierter, die Ellipsen vielsagender. Der Film wird mit der Zeit erwachsen. Besonders überraschend ist die Stilsicherheit Krügers angesichts der kurzen Produktionszeit: In gerade einmal vier Wochen im Herbst 2010 gedreht, wurde er noch rechtzeitig zur Berlinale-Auswahl eingereicht und läuft nun bereits drei Monate nach Drehschluss im Forum. Ins Kino, sprich auf Festivals, gehört *Auf der Suche* allemal. Seine begrenzten Mittel setzt Krüger dezidiert für einen Filmlook ein, ohne aber den Stil seinen Figuren überzuordnen. Unter Einsatz einer digitalen Spiegelreflex-Kamera – Fotoapparate werden neuerdings immer häufiger für professionelle Filmdrehs genutzt – findet er gemeinsam mit Kamerafrau Bernadette Paaßen eine Sprache, der schließlich der Anschluss ans anspruchsvolle Festivalkino gelingt.

www.critic.de/film/auf-der-suche-2544

FESTIVAL

Von Pandrogynen, verlorenen Söhnen und einem Selbstmord-Klub

Ein trotzdem optimistischer Rückblick auf die 61. Berlinale

[...]

Seinen bisher reifsten Film hat der Deutsche Jan Krüger mit AUF DER SUCHE präsentiert. Anders als in RÜCKENWIND (2009) wirken in seiner neuesten Arbeit die Figuren nie unmotiviert, und außerdem standen ihm diesmal tolle Schauspieler zur Verfügung. Corinna Harfouch und der junge Nico Rogner spielen auf Augenhöhe ein Paar wider Willen. Valerie macht sich in Marseille auf die Suche nach ihrem verschollenen Sohn, Jens gesellt sich nach etwas Sträuben ihr zur Seite, er und Simon waren einst Liebende. Die Spur führt nach Marokko ... Man muß Harfouchs Gesicht einfach sehen! Wie sie im Mutterinstinkt „Irgend etwas stimmt nicht ...“ sagt, wie sie all die Sorge, das Leid um den verloren geahnten Sohn ausdrückt, das geht nah, das berührt durch große Schauspielkunst. Der Film wirft interessante Fragen auf: Warum entfernen sich Menschen? Wieviel oder besser wie wenig wissen die Eltern über ihre erwachsenen Schützlinge? Somit wird das Drama auch zum Film über Entfremdung. Staunenswert ist, daß AUF DER SUCHE trotz seines sehr traurigen Endes etwas verblüffend Leichtes hat. Das mag daran liegen, daß Krüger Deutschland



verließ, seine Kamerafrau Bernadette Paassen das Licht der Provence geschickt einfiel, vor allem aber liegt es an den gut geschriebenen Dialogen und – nochmals – am Spiel der beiden Hauptdarsteller. Da paßt jedes befreiende Lachen zu den Tränen am Schluß, jede innerliche Entfernung zur in Momenten aufblitzenden Distanzlosigkeit, da wirkt vieles wie der Seelenflirt einer Zwangsgemeinschaft. Stark!

[...]